



# Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur  
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwarheim a. M.

1917. Nr. 15

## Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Nanny v. Panhuyß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

**U**on dem Diener geleitet, suchte der Professor sofort sein Schlafzimmer auf. Ermüdet sank er auf einen niedrigen bequemen Lehnstuhl und während Maurer ihm ein beruhigendes Pulver mischte, beschäftigten sich Verners Gedanken mit dem Erlebten, das ihm hier, in der gewohnten heimischen Umgebung, wie ein wüster,

Hatte er sie wirklich gesehen? Oder sollte es möglich sein, daß sein krankhaft erregtes Gehirn ein Wahngebilde für eine direkte Sinneswahrnehmung hielt? — Ja, möglich war das schon, beantwortete sich der Professor seine eigene Frage, denn Hallucinationen gab es und bei Fieberzuständen waren sie keine Seltenheit und in ihm brannte ja das Fieber, seine trockenen Lippen, die sein heißer Atem dörrte, bestätigten es ihm. Maurer hielt ihm ein großes Glas entgegen und gierig trank es der Sitzende bis zum letzten Tropfen aus.

„Danke“, er wollte das Glas zurückgeben, doch seine Hand



A. u. I. Marinejünglingsküken auf der Jagd nach treibenden Minen an der adriatischen Küste. Phot. Frankl.

häßlicher Traum erscheinen wollte. Es konnte ja doch auch keine Wirklichkeit gewesen sein, denn an Wespennester zu glauben, dazu wollte sich sein Verstand nicht hergeben, nein. Aber wiederum hatte er die Erscheinung doch gesehen.

zitterte plötzlich und mit Klirren fiel das dünne Gefäß zu Boden. Böschhaft glückerten die weißlichen Scherben beim Schein des elektrischen Lichtes und der Professor ließ matt den Kopf sinken. Was war er eigentlich noch? Ein alter, kranker Mann, müde

von jahrelangem Herzleiden, nervös und mit allem fertig. Für ihn war's wohl das Beste, sich bald auf den Weg zu machen, der von der Erde hinüberführt zur Ewigkeit. Für Frau und Tochter war sein Beiden in letzter Zeit Anlaß zu ständiger Angst und Sorge. Sein Amt, an dem er mit ganzer Seele hing, das würde wohl ein anderer ebenso verstehen, gewiß sogar besser verstehen, ein jüngerer, frischerer Mann würde seinen Platz einnehmen. Vielleicht Hans Belschmann, der sein Porträt gemalt, ja, wahrscheinlich sogar der, denn der wartete ja schon so lange darauf, Galeriedirektor zu werden.

Während der Professor sich solchen Gedanken hingab, sammelte der alte Diener sorgfältig die Gläserchen auf und als er damit fertig war, meinte er bittend: „Kommen Sie, Herr Professor, begeben Sie sich zur Ruhe, Sie wissen, Ruhe ist die beste Medizin für Sie.“ Und der Professor gehorchte dem Getreuen, wie ein Kind ließ er sich von ihm entkleiden.

„Sagen Sie meiner Frau und Tochter, wenn sie heimkommen, nichts von meinem Anfall, es würde sie nur unnützlich erschrecken“, befahl Verner und der Diener nickte, er wußte, daß sein Herr Frau und Tochter gern eine Sorge ersparte.

„Abgesehen können Sie nun gehen, Maurer, und in Ihrer Stube ein Nickerchen machen, bis der Wagen meine Damen vom Hofball heimbringt“, fuhr Verner fort und redete sich ein wenig in den frischen, kühlen Kissen, „ich will nun zu schlafen versuchen, also gute Nacht, Maurer.“

„Gute Nacht, Herr Professor“, der Diener drehte beim Verlassen des Zimmers das Licht aus und zog die Tür leise hinter sich zu.

Unruhig warf sich der Professor in dem Bette hin und her, die Erinnerung an die Hallucination, die er gehabt, wollte nicht von ihm weichen, immer wieder vermeinte er das kleine, alte Männchen zu erblicken, das ausfah, als sei es im Direktorenzimmer der Galerie aus dem Rahmen gestiegen, in dem das Bild des ersten Schneidiger Galeriedirektors hing. Der Baron Thomas, oder wie er allgemein hieß, der alte Thomas. Und Todesahnungen stürzten auf den schlaflosen Mann ein. Für Frau und Tochter war ja gesorgt, wenn sein Leben verlöschte, eine Viertelmillion hatte er in Berlin auf der sicheren Spreebank deponiert, also Angst um seine Lieben brauchte er nicht zu haben. Und nun irrite sein Denken wieder hin zu der Unterhaltung, die er heute mit dem Herzog gehabt. Von der Familieneitelkeit hatte der Herzog gesprochen und so getan, als glaube er nicht, daß seine Frau und Tochter nach seinem Tode sich sein Bild aus der Galerie zurückerbitten würden. Oh, da kannte der Herzog eben die beiden nicht, die beiden, die ihn liebten, deren Herz an ihm hing. Sein wohlgetroffenes Bild, das ihn so lebendig wiedergab, das würden sie beanspruchen, das war völlig sicher.

Ja, war das völlig sicher? Der einsame Mann, in dessen Adern Fieberglut brannte, verstrickte sich immer tiefer in ein Netz selbstquälerischer Gedanken.

Der Diener, dem der Zustand seines Herrn doch etwas bedenklich vorgekommen war, lauschte mit angehaltenem Atem am Türspalt. Er vernahm, wie sich der Professor unruhig im Bette wälzte und als nun gar ein banger zitternder Seufzer zu ihm drang, da öffnete er leise die Tür und fragte sanft: „Soll ich nicht lieber den Arzt holen, Herr Professor, ich laufe schnell über die Straße zu ihm, Doktor Murtag kommt sicher sofort.“

„Nein, nein,“ kurz und bestimmt klang's aus dem dunklen Zimmer zurück, „ich bin ja schon im Begriff, einzuschlafen.“

Da schloß Maurer wieder die Tür. Aber trotzdem er fast noch eine Viertelstunde angespannt lauschte, vernahm er keinen Laut mehr aus seines Herrn Zimmer, der Professor schien jetzt wirklich eingeschlafen zu sein.

Am nächsten Morgen stand Alex Verner schon früh auf. Frau und Tochter ruhten noch von den Anstrengungen des Balles, da saß der Professor schon beim Frühstück. Es mußte ihm heute wieder besser gehen, wie Maurer befriedigt feststellte, denn der Professor aß scheinbar mit bestem Appetit ein paar Eier und trank mehrere Tassen Tee.

Nach dem Frühstück meinte er dann zu Maurer: „Ich muß für zwei Tage nach Berlin reisen, packen Sie mir, bitte, sogleich meinen Handkoffer, ich fahre mit dem Zehn Uhrzug.“

Maurer sah seinen Herrn sehr erstaunt an, als glaube er falsch gehört zu haben, dann fragte er langsam, jedes Wort bedingend: „Sie wollen nach Berlin reisen, Herr Professor?“

„Gewiß,“ schnell erfolgte die Antwort, „ich will nach Berlin reisen, respektive ich muß, es handelt sich um den Anlauf eines Bildes für die Galerie“, setzte er rasch hinzu.

„So!“ Ganz langgezogen brachte Maurer dieses „so“ hervor, „aber Sie sitzen sich doch gestern gar nicht wohl, Herr Professor und“ — er stockte eine Sekunde, um dann rasch fortzufahren: „da

wäre es doch besser, Sie schoben die Reise noch einige Tage auf.“ Er sah dabei den Professor an, als hätte er soeben eine besondere Weisheit verkündet. Daß er sich aber in dieser Ansicht entschieden getäuscht hatte, verriet ihm die Antwort seines Herrn.

Sie müßten doch eigentlich wissen, Maurer, daß sich solche Reisen nicht aufschieben lassen. Ganz unter der Hand bekam ich einen Wink, daß ich Gelegenheit hätte, ein wertvolles Gemälde aus einer Privatammlung zu erwerben. Wenn erst andere Interessenten Bitterung von der Sache erhalten, komme ich natürlich zu spät.“

Schuldenerußt senkte Maurer den Kopf. Gewiß, was Professor Verner da zuletzt sagte, das hätte er wissen müssen, wo er denn seit zwanzig Jahren Diener bei einem Galeriedirektor. Und ohne noch ein Wort zu wagen, ging er daran, den Koffer zu packen.

Der Professor blieb allein im Wohnzimmer zurück. Er goß sich noch ein Täschchen Tee ein und las dabei ein paar Briefe, die mit der ersten Post bestellt worden waren.

Hinter ihm ging plötzlich die Tür, rauschten leichte Frauengewänder und mit fröhlichem „Guten Morgen, Papa“, reichte ihm seine blonde Tochter die Rechte. „Ich war eine rechte Langschläferin heute“, plauderte der kleine, rote Mädchenmund und dem Vater gegenüber Platz nehmend, strichen die hübschen, schlanken Hände ein Brötchen. „Ich habe einen Wolfshunger“, lachte Else Verner und biß mit sichtbarem Behagen in das Gebäck. „Mama schläft noch ganz fest“, berichtete sie und dann vor einem Gedanken erfaßt, sagte sie, den Vater besorgend ansehend: „Wie geht es dir, Papa, Mama erzählte mir gestern, daß du den Ball so früh verlassen, weil du Kopfschmerz gehabt hättest?“

„Danke, mein Kind, es ist vorüber, ich bin wieder ganz auf dem Damm“, er sah das reizende Gesicht ihm gegenüber lächelnd an, „so wohl fühle ich mich, daß ich sogar heute nach Berlin fahren will, eines Gemäldeankaufs wegen.“

„Ah!“ Else ließ die gehobene Hand, die das kleine Täschchen zum Munde führen wollte, wieder sinken, „davon hast du mich ja gestern gar nichts gesagt?“

„Gestern?“ — Er schien einen Augenblick bestürzt über die Frage, doch gleich darauf lächelte er: „Ja, Fräulein Tochter, gestern wußte ich selbst noch nichts von dieser Reise, wenigstens erfuhr ich es erst spät abends.“

„Das ist etwas anderes, dann bist du natürlich entschuldigt.“ Else machte ein drollig wichtiges Gesicht.

„Heißen Dank!“ Der Professor verbeugte sich neidend. „Hat denn der Herr Galeriedirektor noch nicht Schätze genug in der Schneidiger Galerie hängen?“ forschte das junge Mädchen.

„Nein, mein Mädelschen, immer noch nicht genug und unser Ländchen besitzt genügend Mammon, sich noch eine Menge Schätze zuzulegen“, ein wenig abwesenden Tones sagte es der Professor und dann sprach er plötzlich und sah Else dabei ernst in die Augen. „Sag' mal, mein Kind, wenn ich sterben sollte, würdest du mein Bild aus der Galerie beanspruchen?“

„Aber Papa, wie kommst du nur darauf?“ lautete die maßlos erstaunte Gegenfrage.

„Gott, Kindchen, man kann doch nicht wissen, wie lange man lebt, — es ist ja auch nur so eine Frage“, er rückte verlegen an dem vor ihm stehenden Teller, „es ist so eine müßige Frage, deren Beantwortung von Interesse für mich ist, weil ich gestern mit dem Herzog über dieses Thema sprach.“

„Und was sagte der Herzog?“

„Er meinte, die Familieneitelkeit sei größer als die Familienliebe, und das Bild eines Familienmitgliedes, das in der Landesgalerie hängt, repräsentiere doch ganz anders, als ein über dem Sofa im Salon.“

Else warf in drolligem Schmollen die Lippen auf: „Der Herzog, der sich zwanzigmal von berühmten Malern abkonterfeien läßt, um jedem Mitglied seines Hauses ein Bild zu spenden, redet wie der Blinde von der Farbe. Wenn man bloß ein so famoseres Bild von seinem Väterchen besitzt, läßt man das, wenn man nicht dazu gezwungen ist, nicht in der Galerie hängen, wo es allen neugierigen, fremden, teilnahmslosen Menschenaugen preisgegeben ist, und Mama denkt sicher ebenso wie ich.“ Ihre Stimme bebte ein wenig, als sie schloß: „Doch, wozu davon sprechen, noch bist du ja bei uns, Papa, und wirst auch hoffentlich noch recht lange bei uns bleiben“, sie lächelte zwar, doch in ihren Augen war ein verdächtiges Leuchten wie von niedererzwungenen Tränen.

Gerührt bemerkte es Professor Verner und um das Thema abzubrechen, er wußte ja nun, was er wissen wollte, sagte er leichtthin: „Wenn die Mama nicht bald zum Vorschein kommt, muß ich abhören, ohne ihr Adieu zu sagen.“

„Vorhin schlief sie noch sehr fest.“

„Da ist's besser, sie mag zu stören, bestelle ihr meine besten Grüße und ich sei übermorgen mittag wieder zurück“, der Pro-

einzelnen Orten errichteten Sonnentempel mit ihren Altären und Sonnenidolen sind mehr als Überreste vorausgegangener älterer Kultusformen anzusprechen, die in Kraft gewesen sein mögen bevor sie mit solchen, der Verehrung anderer Götterwesen gewidmeten, verschmolzen. Zur Erhaltung dieser alten Typen trugen die Komödie, das Satirspiel und der Umstand wesentlich bei, daß sie dem Verständnis der großen Menge näher lagen, die zu deren Erfassung keinerlei geistige Anstrengung zu machen hatte.

Die noch bei uns erhaltenen mythologischen Vorstellungen und bildlichen Ausdrücke, die auf die Sonne Bezug haben, stellen sich als Überbleibsel uralter Traditionen heraus, wie sie sich in Sagen, Fabeln und Volksliedern wiederfinden.

Volksmythen und Sprache zeigen übereinstimmend, daß der hellenische Volksgeist die Sonne von jeher als menschliches Wesen aufgefaßt hat. Zur Bezeichnung ihres Aufganges sagt man noch heute: Sie hat sich geräuspert, räusperte sich; ging auf, geht auf, schreitet ein, zwei Härchen, Spannen, Ochsenfachel, Kohrlängen, Armweiten voran; „den hat die Sonne bepinselt“, sagen die gemeinen Leute in Messenien von einem, dem die Sonnenstrahlen morgens auf dem Lager ins Gesicht scheinen; ferner: „paß auf, daß die Sonne dich nicht bepinselt“ für „erhebe dich, ehe die Sonne dich bescheimt“. Von der Sonne in der Mittagshöhe heißt es: Sie steht im Mittagsstande, in welchem sie als den Lauf einhaltend angesehen wird. Diese Anschauung bestätigen die Volkslieder: Die Sonne hält gern in ihrer Fahrt inne, dem Gesange eines schönen Mädchens zu lauschen, oder sie biegt aus ihrem regelmäßigen Laufe aus, um nicht Zeuge einer Untat sein zu müssen. Vor der Sonne Niedergang spricht man vom Sonnentauchen; sie wird auch als badend gedacht bei den alten Dichtern, so bei Achylos, die Sonne badet ihren Leib und ihre Pferde in den warmen Sturzwellen des allnährenden Meeres. Nach anderen Volkssagen wäscht sich die Sonne, um frisch und sauber wieder emporzusteigen, wobei des Meeres zum öfteren als der Mutter gedacht wird, in deren Schoße die Sonne die Nacht gern verträumt. Die Sonne wurde überhaupt als Herrscherin angesehen, so bei Homer, Achylos, Sophokles.

Die Sonnenpaläste liegen „hinten, hinter dem Berge, hinter einem Felsgrat“, weit, weit im Westen, wo im Altertum überhaupt das Ende der Welt liegt. Auf dieser Anschauung beruht der auch heute noch nicht ausgehörbene Fluch: „Paß dich hinter die Sonne“ oder „in die hintere Sonne mit dir“, was so viel bedeuten soll, auf daß du zugrunde gehst. — In diese Königshallen tritt die Sonne ein durch ein Loch, das den Himmelstoren in der Odyssee entspricht und am äußersten Horizont sich befindet, da wo Himmel und Erde scheinbar in eins versließen; ein anderes für den Ausgang bestimmtes ist im Osten; durch dieses geht die Sonne aus, emporsteigend. Dies Himmelloch lebt im Volksmunde, der von einem Glücklichen sagt: „Gott hat ihn vom scharlachroten Loch aus angesehen.“ Wer durch eines der Himmellocher eingedrungen, muß unablenkbar nach Westen hin, woselbst über dem Himmelloch der Sonne Königsräume sich befinden und die Mutter der Göttin ihrer Ankunft harret.

Von dem Sonnenpalast haben die Alten eingehende Beschreibungen hinterlassen. Auch bei den Slaven besitzt die Sonne einen eigenen Palast. Dem Sonnenhaus zu nahen ist für Menschen verhängnisvoll, denn der in den finnischen Runen als Riese gedachte Sonnengott durchstößt, sobald er abends von seiner Tagfahrt heimkehrt, sofort den verborgensten Winkel, rücksichtslos jeden Eindringling strafend, indem er ihn verzehrt oder versteinert (ausdörret). Von solchen Versteinerungen künden noch Mythen der Germanen.

Nach einigen Mythen wird die Sonne als blutdürstig und gefräßig aufgefaßt. Der Grund hiervon mag in der Purpurfarbe des Himmels, den blutigen und goldig schimmernden Wolken gefunden werden, die beim Aufgang und mehr noch bei ihrem Niedergange in so auffälliger Weise erscheinen und dem früheren Beschauer den Eindruck von Gold und Blut gleichsam aufdrängten. Aus solcher Anschauung heraus mag dann der blutige Sonnendienst natürlich genug sich entwickelt haben, ebenso die Sagen und Märchen von Menschenfressern samt den mystischen Verickten, wie sie sich in den Mythen über Herakles, Theseus, Apollon, Perseus, Odipus und andere zahlreich finden.

Die Sagen von der Sonne Gefräßigkeit gehen auf ihre alles auffaugende und verzehrende Gewalt zurück; daher auch die Beinamen wie Allesfresser, Viehfresser, Ochsenfresser, Säufer. Selbst die Kunst hat es nicht verschmäht, die Sonne öfters im Akt des Weintrinkens darzustellen.

Die Familienverhältnisse des Sonnengottes bilden eines der interessantesten Kapitel der Volksmythologie. Nach di ser ersichlung er einst in der Aufregung seinen Vater. Seine Mutter wacht über seiner regelmäßigen Tagfahrt und verwünscht das blonde Mädchen, das durch süße Lieder ihren Helden erregt; zu gleicher Zeit auch Mutter des Mondes und der Morgenröte war sie ge-

leiert u. a. unter dem Namen Ostara; spätere Mythen nennen sie Allnährerin, die den Untertauchenden in ihren Wogen aufnimmt; wieder andere weisen auf die Lusterscheinungen, die den Auf- und Niedergang der Sonne begleiten und lassen die Morgenröte ihre Mutter sein.

Bei Einführung des Christentums wurde die Mutter Gottes oft mit der Eos verglichen, weil viele orientalische Anschauungen in den christlichen Kultus übergegangen waren, nach denen Christus selber als Sonne, „Sonne der Gerechtigkeit“ usw. aufgefaßt und benannt worden war. So kamen in den früheren Marienliedern ihr auch die schmückenden Beiworte „Mutter der Sonne Christus“, „lichter Morgen glanz“, „Frühlicht mystischen Tages“ und mit diesen im Volksglauben die Funktionen der Himmelspfortnerin für ihren Sohn ganz von selber zu. In einem bosnischen Volkslied wird Maria als leibliche Mutter der Sonne angesehen.

Als seine Schwestern gelten in der hellenischen Mythologie Mond und Eos; die Kinder werden als Töchter von hervorragender Schönheit genannt. Geliebte hatte dieser Himmels Don Juan viele. Die Stellung des Mondes als Gattin, Schwester, Geliebte erfuhr nach Raum und Zeit mannigfachen Wandel.

In den Volksliedern und dem Sprichwörterreichtum der Völker wird die Sonne als das allsehende Auge, als Kündiger alles Vorgehen auf die an sie gerichtete Fragen bezeichnet.

Der Liebende nennt die Geliebte seine Sonne; ein schönes Mädchen heißt Sonnengeborene, sogar die heilige Jungfrau führt den Beinamen sonnenschön; nach einem kretischen Volkslied strahlt eine Schöne wie die Sonne, ja, sie trägt sie in sich. Ihr Antlitz ist wie die Sonne. In Altitalien — indem sich die Frauen genau nach ihren Mythen richteten, — man der Braut vor ihrer Hochzeit Sonne und Mond auf die Wangen. In einem finnischen Epos heißt es: „Von ihr leuchtet — aus den Schläfen Glanz des Mondes — aus dem Busen Licht der Sonne — aus den Achseln Schein des Nordsterns“ usw. In zahlreichen Liedern wird die Sonne als Schönheitspenderin besungen. Fast alle Völker preisen sie als „Auge Gottes“; auch andere Titel werden ihr zuerkannt, „Auge der Welt“, „rechtes Auge des Schöpfers“ und „Auge des Tages“. Die Sonne wird als Allwisserin geschildert: „Nichts ist ja so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen!“ Oft verhüllt sie auch ihr Antlitz, trauernd ob des Leides und beweist dadurch, daß sie Anteil an den Geschicken der Sterblichen nimmt. Liebenden trägt sie Botschaft zu vom fernen Genossen; auch nimmt sie Grüße mit zurück und Abschiedsworte von Sterbenden an liebe Verwandte.

## Frühling.

Es hat der Frühling die Erde gelüft,  
Jauchzend, voll stürmischer Liebe,  
Da regen in ihrem Herzen sich leis  
Der Sehnsucht schlummernde Triebe.

Und wachsen und drängen voll seliger Lust  
Entgegen dem jungen Lenze.  
Der drückt ihnen freudig zum Liebesfest  
Aufs Haupt seine blühenden Kränze.

Johanna Bechstein

## Fürs Haus

### Gehäkelte Leibbinde.

Erforderlich: 170 Gramm harte, feilgarnige Wolle.

42 cm



100 cm



Stichart zur Leibbinde.  
2 Reihen rechts häkeln,  
die 3te Reihe links häkeln

Die Leibbinde ist im tunesischen Häkelstich gearbeitet, und zwar zwei Reihen rechtshäuflich, jede dritte Reihe linkshäuflich; bei linkshäuflich legt man den Faden vor die aufgehobene Masche, wie Abbildung 2 zeigt. Man beginnt auf 20 Maschen und nimmt am Anfang und Ende jeder linkshäuflichen Reihe 1 Masche zu, bis man im ganzen 54 Maschen hat. Auf diesen strickt man 63 Reihen ohne Abnehmen und nimmt dann ebenso ab, wie zuvor zugenommen wurde. An den Schmalseiten hält man feste Maschen an und dabei Knopflöcher ein.

als hätte er selbst an dem Wort den meisten Gefallen gefunden. Schatzgräber! Das konnte stimmen! Freilich deutete er sich das Wort ganz anders als die Gemeindeglieder. Es mußten große Schätze im Hölldobl vergraben sein, denn der Löcher im Garten-grunde wurden immer mehr; zuletzt waren es an die dreihundert. Wie aber bald darauf der Bräufuhrmann am Haus im Hölldobl an die dreihundert junge Obstbäumchen abhub, die von einer Baumchule mit der Bahn gekommen waren, wußten die Dörfler schon, was es mit dem Schatzgraben auf sich hatte.

Wie die Bäume in die Gruben gepflanzt waren, umzog der Hannes das ganze Grundstück mit einem Drahtzaun, daß das Wild und böse Menschen der jungen Pflanzung keinen Schaden tun könnten. Bald darauf hat er sich eine neue Arbeit gesucht. Am Holzschuppen des Heimathauses zimmerte er ein Gestell empor, daß die Leute wieder verwundert stehen blieben. Als aber nach einiger Zeit zwanzig Bienenstöcke auf dem Gestelle standen, wußten sie wohl, daß es ein Zumenhaus war. Und sie lobten den Platz, der sich für Zumen besonders eignete; denn er lag windgeschützt und auf der Sonnenseite, gerade so, wie es den Bienen passen mag.

Aber der Hannes war noch nicht fertig.

Neben dem Backofen wuchs wieder ein Bau aus dem Boden, und als nach einiger Zeit auch die Arbeit fertig war und große und kleine Kaninchen davor ihre Männchen machten, wußten die Leute, daß sich der Hannes jetzt auch auf Kaninchenzucht verstand.

Wenn es kalt oder regnerisch war und ihn das kriegsüberlebte Bein schmerzte, dann sah der Hannes über gedruckten Heften und las und machte neue Pläne in der warmen Stube.

Die Hölldoblerin, die anfangs schon gemeint hatte, ihr Bub müßte nun als Krüppel von seiner kümmerlichen Rente ein notiges Dasein fristen, wagte vor Seligkeit über die Verwandlung ihres Bubens nichts zu sagen.

Da fing er einmal aus freien Stücken zu erzählen an, wieso er auf diese Dinge gekommen sei, von denen er sich früher nichts hätte träumen lassen. Das war so:

Als sie vom Felde zurückkamen und nach ihrer Heilung zum Ersatruppentheil entlassen wurden, hieß es eines Tages. Die Verwundeten zum Unterricht antreten! Aber es war kein Unterricht wie früher über Dienstweg und Feldwachen, sondern da saß ein Leutnant unter ihnen im Zimmer, das eigens als Unterrichtsraum für die Verwundeten eingerichtet war, und hielt ihnen Vorträge über Baum- und Bienenzucht, über die Schädlichkeit des Trinkens und Rauchens, kurz über alles, was einen gut und glücklich machen und im Leben vorwärtsbringen kann.

Da sind die Verwundeten, die an ihrer Zukunft schon verzweifelt hatten, mit offenem Munde dagesessen und haben neuen Mut gefaßt. Es waren viele Bächer und H-fte da, die für einen jeden das enthielten, was er selber gerade brauchte. Da ist manchem eine neue Welt aufgegangen, von der er vorher nichts gewußt hat, und jeder, der aus dieser Verwundetenchule entlassen wurde, hat es dem Leutnant fest in die Hand versprochen müssen, ein ordentlicher Mensch zu bleiben und das im Leben anzuwenden, was sie hier gelernt hätten. — Das hat jeder von Herzen gern gelobt, denn es war ja alles nur zum eignen Nutzen.

Und mit heißen Wangen fügte der Hannes bei: „Schau, Mutter, so bin auch ich auf diesen Weg gekommen, und ich kann es dem Herrn Leutnant nicht genug danken, daß er sich so um uns Krüppel angenommen hat. Und meine Rechnung habe ich auch schon gemacht, und die stimmt. Schau, Mutter, die dreihundert Obstbäume tragen mir einmal so viel ein, daß ich allein leicht davon leben kann. Dazu habe ich noch die Bienen und Kaninchen. Im Frühjahr will ich am Zaun hin noch Johannisbeeren pflanzen, daß der unschöne Draht ganz verwachsen wird.“

Dem Hannes wurde bei seinem Reden ganz warm ums Herz. Er wollte noch anführen, daß er jetzt erst wußte, wie schön es daheim sei, und wie wohl er sich fühlte, daß er sich Bier und Zigaretten ganz abgewöhnt hätte.

Aber er schwieg aus schöner Scham.

Die Hölldoblerin aber ließ in diesen Tagen ein heiliges Amt aufschreiben „nach Meinung“.

Der Hannes war unermüdblich tätig in seinem neuen Gewese, und seine Freude wuchs wie ein Rosenbusch.

Als der Frühling kam und sich an einem Apfelbäumchen die erste Blüte aufthat, da hätte er sich vor Seligkeit am liebsten hingekniert und das holde Wunder geküßt, wenn nicht der Herr Pfarrer gerade über den Zaun geguckt hätte. Der ist dann in den Garten gekommen und hat sich die ganze Pracht zeigen lassen, die Bäume, die Bienen und die Kaninchen: denn er wollte sich diese Herrlichkeiten auch beschaffen.

Nach dem Pfarrer ist der Lehrer gekommen und hat sich Rat erholt und Bücher ausgeliehen: denn er wollte seinen Schülern einen Kurzus darüber halten.

Danach ist der Bürgermeister gekommen und hat den Hannes gebeten, er möchte ihm ein paar Holzbirnbäume veredeln.

Die Geschicklichkeit und der Weitblick des Hölldoblerischen sprach sich überall herum. Man kam entweder selbst zu ihm oder holte ihn, wenn man, durch sein Beispiel angefeuert, eine wilde Wiese in einen prächtigen Baumgarten wandeln oder Bienen und Kaninchen halten wollte.

Nach Jahresfrist war der Hannes wieder sprichwörtlich geworden, aber in einem andern Sinne als früher. Und die Propheten, die der Befehring keine Dauer geweissagt hatten, waren übel beraten; denn der Hannes hielt sich als ein Mann.

Es scheint vielmehr, daß der Pfarrer recht hatte, der im Bräufußel zu der Tischgesellschaft einmal sagte: „Es kommt mir vor, aus dem Hölldobl ist ein kleines Himmelreich geworden.“

Denn die Männer haben zu der Rede beifällig genickt oder laut beigepflichtet.

Und es waren die besten und würdigsten der Gemeinde.

## Die Sonne in Mythen und Volksagen.

Von A. B. J. Kahl.

(Nachdruck verboten.)

Für uns Treibhauspflanzen aus der Großstadt ist jeder sonnige Tag eine Hand voll Gold. Und doch gibt es kein wirksameres Mittel, um sich vor Schlasswerden bei wirklicher Hitze zu schützen, als — hinausgehen in die Sonne und durch die Sonne stundenlang wandern. Und gibt es denn ein besseres Mittel zur Hautpflege als Sonne, viel Sonne? Man schaue auf den Adersmann, den Schiffer, den Soldaten, den Landbriefträger, denen die Sonne Hals und Wange gebräunt hat, rotbraun, man sehe die Kinder aus dem Volke, wie sie sich im Sonnenbrande barhaupt auf der Straße tummeln, echte, rechte Draumlöpschen — welch ein erquickender Anblick! Und sollte denn den Mädchen und Frauen die Farbe des reifen Pfirsichs nicht besser zu Gesicht stehen als die Käsefarbe? Die Sonne ist, mit Hufeland zu sprechen, „unstreitig der nächste Freund und Verwandte des Lebens. . . . Ein jedes Geschöpf hat ein um so vollkommeneres Leben, je mehr es den Einfluß des Lichtes genießt.“ Und Goethe äußert sich:

Das Sonnenlicht, das den menschlichen Körper unmittelbar trifft, in dem er sich „badet“, übt die vorzüglichsten Wirkungen in gesundheitslicher Beziehung aus. In Sonnenlicht findet eine nicht unbedeutende Steigerung der Kohlensäureausscheidung und der Sauerstoffaufnahme statt. Der Stoffwechsel wird also durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen erhöht. Das Sonnenlicht vermehrt die Erregbarkeit der Nerven, es hebt die feehliche Stimmung und steigert die Spannkraft und Energie. Die wärmenden Sonnenstrahlen schaffen ein allgemeines Wohlbehagen, erheitern das Gemüt und regen die Lust zum Schaffen an. Vielleicht trägt dazu auch bei, daß die Luft im Sonnenlichte reiner ist; denn das Sonnenlicht verbessert die Atmosphäre, indem es die Oxydation der in ihr vorhandenen organischen Stoffe befördert und gewisse kleinste Organismen, die oft krankhafter und krankmachender Natur sind, und deren Keime tötet. Hier muß man eine heilsame Tätigkeit der chemischen Strahlen des Sonnenlichtes annehmen, von denen die blauen und ultravioletten am wirksamsten zu sein scheinen. Besonders regt das Sonnenlicht die Atmung und die Muskelstätigkeit an, was einen stärkeren Drang nach Bewegung zur Folge hat. Aber auf alle sonstigen körperlichen Verrichtungen wirkt es förderlich ein und ruft in den Organen eine erhöhte Tätigkeit hervor; es schafft gewissermaßen eine „innere Reinigung“.

Die Sonne ist die beste — „Reinmachefrau“.

In Maxim Gorkis Drama: „Die Kinder der Sonne“ spricht der Chemiker Protassow die großen, schönen Worte: „Wir — sind Kinder der Sonne! Die Sonne brennt in unserm Blut, sie erweckt in uns feurige stolze Gedanken, sie durchleuchtet die Finsternis unserer Zweifel. Die Sonne — ist ein Organ der Energie — der Schönheit, der seelenberauschenden Freude!“

Seine hypernervöse Schwester Liesa unterbricht ihn: „Paul — das ist schön! Kind der Sonne. . . . Soll ich auch zu ihnen gehören? Bin ich auch ein Kind der Sonne? Rasch, Paul! Ja? Bin ich es auch?“

Und der Gelehrte antwortete: „Ja — ja! Auch du . . . und alle Menschen! Gewiß. Selbstverständlich.“

Die atmosphärische Luft, das feinste, geistige und unentbehrlichste Nahrungsmittel des organischen Lebens, zieht nicht nur durch die Lungen, sondern auch durch die Millionen feinsten Gefäße der Haut ein.

Da die Sonne ein so großer Hauptfaktor ist, dürfte es interessant erscheinen, die noch im Volke erhaltenen mythologischen Vorstellungen und bildlichen Ausdrücke hier kurz zusammenzufassen.

In den klassischen Zeiten war die Anbetung der Sonne in Hellas eine ungebräunliche, ja seltene Religionsform. Die an

„Jester nach auf, ich will mich nun zurechtmachen, mit dem Baden wird Mutter inzwischen auch wohl fertig sein.“

„Darf ich dich zur Bahn begleiten, Papa?“ fragte das junge Mädchen, sich gleichfalls erhebend.

„Gewiß, Else“, erwiderte er und nickte ihr freundlich zu.

Else Berner hatte sich schnell angekleidet. Ein schlichtes, zadellos sitzendes Jadedtflor hob die Vorzüge ihrer schlanken, zeschmeidigen Figur noch besonders hervor und der große Filzhut, mit dem graziosen gelbgetönten Reiber, brachte das zarte, fein zerschnittene Gesicht, um das sich das blonde Haar in tiefen Scheiteln legte, zu entzückender Geltung. Arm in Arm mit ihr wanderte der Professor dem Bahnhof zu. Es war ein sonnenheller, herrlicher Herbstmorgen, eine köstliche Frische war in der Luft und ein feiner, hellgrauer Reif lag auf den letzten Blättern der Alleeabäume.

Rauhreif schimmerte auf den Ästen und in der Sonne blühte es auf wie unzählige Funckelkristalle.

Auch von den Dächern gliperte die kristallene Bracht und zauberte über schlichte Ziegeldächer oder regenverwachsene Schiefer in Mosaik von abertausend von kleinen Brillanten.

Mutter war bereits mit der Handtasche vorangegangen. Der Professor warf einen Blick auf seine Uhr und trotzdem er feststellte, man habe nicht mehr allzuviel Zeit, wurden seine Schritte langsamer. Man ging gerade an der Galerie vorüber und Berners Augen suchten den Ort, wo er diese Nacht den alten Thomas zesehen zu haben vermeinte.

In dem großen Haupteingang hatte die Erscheinung gestanden. Jetzt, bei dem klaren Tageslicht, sahen die Ereignisse der Nacht völlig verwandelt aus. Eine Bahnvorstellung hat mich erschreckt, sagte sich der Professor, wie er es sich schon gestern gesagt, aber heute war mehr Sicherheit in seiner Feststellung. An einem so klaren, heitern Herbstmorgen mußte auch der letzte Rest von gepenstertem Aberglauben zerflattern. Ein Frohgefühl erfüllte des Professors Brust, wovon er sich erschredte, was wirklich nur eine Ausgeburt seiner überreizten Nerven und des erregten Blutes gewesen. Ein ernster, sinnender Ausdruck trat jäh in sein Gesicht. War der Grund, deswegen er die heutige Reise unternahm, vielleicht auch nichts weiter als eine Ausgeburt seiner überreizten Nerven, diese plötzliche Reise, die er mit einem Bildertaus zu erklären versucht hatte. Er dachte ja gar nicht daran, ein Bild zu erschaffen, seiner Reise nach der Reichshauptstadt lag eine ganz andere Absicht zugrunde. Vielleicht war es eine Torheit, die er in Begriffen war zu tun.

Vielleicht? Aber er konnte nicht anders. Seit dem Gespräch mit dem Herzog verfolgte ihn ein Gedanke und er mußte diesen Gedanken, dem die scht stoffe Nacht erst Form gegeben, ausführen. Und weshalb sollte er es nicht tun, konnte sein Tun doch für seine Familie gar keine schlimmen Folgen haben, denn Frau und Tochter liebten ihn ja und in der Sicherheit dieser Überzeugung trauchte er nicht zu schwanken, seinen Plan in die Tat umzusetzen.

Am Bahnhof verabschiedeten sich Vater und Tochter sehr artlich voneinander, der Professor bestieg ein Abteil zweiter Klasse, in das der Diener bereits den Handkoffer hineingestellt.

„Die Beruhigungspulver habe ich auch eingepackt, Herr Professor“, flüsterte Mutter seinem Herrn noch zu, dann trat er auf den Bahnsteig zurück. Eben rüdte der Zug an. Else holte ihr Taschentuch hervor und wülfte, solange sie die dahintrollenden Wagen sehen konnte. Das junge Mädchen hing mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an dem Vater, es war eine andere Liebe wie die Liebe, die sie für die Mutter empfand, die, eine schöne, gefeierte Frau, sich meist nicht allzuviel um das heranwachsende Mädchen gekümmert hatte. Destomehr aber sah Else von je mit dem Vater zusammen. Professor Berner war früher ein beliebter Landschaftsmaler gewesen, bis er, nach einem unglückseligen Sturz beim Schlittschuhlaufen, die Bewegungsfähigkeit des rechten Armes verlor, da mußte er seine Malerei beiseitelegen. Ein Glück war es, daß er aus gutsitruierter Familie stammte, er brauchte die Malerei nicht zum Broterwerb. Er hatte genug, um sorgenfrei zu leben. Durch Vermittelung seiner Frau, einer geborenen Baronesse Stornberg, die Hofdame bei der verstorbenen Herzogin gewesen, übertrug man ihm den zufällig frei gewordenen Posten des Galerieleiters, der ihm auch ein hübsches Einkommen sicherte und den er zu vollster Zufriedenheit nun seit fünfundsanzig Jahren versah. Bei seinen Gängen in die Galerie war Else immer des Vaters treue Begleiterin gewesen, sie kannte alle Bilder und wußte von den meisten ihre Geschichte zu erzählen. Woher die Bilder stammten und in wessen Händen sie vordem gewesen.

„Du bist ein lebendiger Nachschlagelatalog der Schneidlers Galerie“, sagte der Professor oft scherzend zu seiner Tochter und Else war stolz auf diesen Ausdruck ihres Vaters. Auch jetzt noch, nachdem Else längst eine junge Dame und die Kallönigin der Schneidlers Hofgesellschaft geworden, verbrachte sie gar viele Stunden in der Galerie. Und sie war wirklich neugierig, welchem

neuen Juwel der Vater jetzt nachjagte. Es mußte sich um etwas ganz Besonderes handeln, sonst wäre er nicht so wenig mitteilksam gewesen, dachte Else. Ja, gar zu gern hätte sie gewußt, was für ein Bild in Frage kam.

Mit leichtgeröteten Wangen schritt die Sinnende heimwärts, in der Nähe des Marktplatzes begegnete ihr Hofrat von Weiden, in Gesellschaft seines diden athmatischen Dädels, den er zuweilen des Morgens ausführte. Er zog mit beinahe übergroßer Höflichkeit den Hut und stehenbleibend, reichte er Else die Rechte: „Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein, darf ich mich erkundigen, wie Ihnen der gestrige Ball bekommen ist?“

„Ausgezeichnet, Herr Hofrat“, erwiderte Else liebenswürdig.

„Nun ja, meine Frage war auch völlig überflüssig, denn einer so strahlenden Schönheit kann eine halbdurchtanzte Nacht nichts anhaben“, Hofrat von Weiden war immer sehr galant zu Frauen.

„Dürfte ich auch nach dem Befinden der Frau Mama Nachfrage halten“, fuhr der Hofrat in süßlichem Tone fort.

„Mama schläft noch“, gab Else zurück, „oder richtiger, sie schlief noch, als wir von Hause weggingen.“

„Wir?“ der Hofrat sagte es fragend.

„Ja, ich meine Papa und ich. Ich habe nämlich den Papa eben an die Bahn gebracht“, septe das junge Mädchen erklärend hinzu.

Warum machte nur der Hofrat mit einem Male so ein sonderbares Gesicht, mußte Else denken, es sah ja fast aus, als hätte er sich über ihre letzten Worte geärgert. Doch nein, sie hatte sich wohl getäuscht, er lächelte doch fast noch freundlicher als zuvor, da er die Frage stellte: „Und darf ich erfahren, wohin der Herr Professor gereist ist?“

„Nach Berlin ist er, Herr Hofrat.“

„Ah“, sagte der Hofrat nur, machte noch ein paar höfliche Phrasen und verabschiedete sich dann.

Als Else nach Hause kam, erwartete sie die Mutter bereits. In ein bequemes Morgenkleid aus violetterm Flaumstoff gefüllt, das üppige Blondhaar nur lose aufgesteckt, saß Frau Professor Berner am Frühstückstisch. „Was ist denn nur los, daß ihr mich so ohne weiteres allein laßt?“ brach es geärgert über ihre Lippen.

„Aber Mamachen“, lachte Else, „was redest du denn da? Der rüchlichsvolle Papa wünschte nicht, daß du im Schlafe gestört würdest und da der Zug, mit dem er nach Berlin mußte, um zehn Uhr fuhr, konnte er sich von dir natürlich nicht verabschieden. Er läßt dich jedoch vielmals grüßen und dir sagen, er wäre übermorgen mittag wieder daheim.“

„Ich begreife aber diese plötzliche Reise nicht“, begann Frau Magda, „Papa hat mir davon gestern keine Silbe gesagt. Ich verstehe die Geheimnisthämerei hinter meinem Rücken absolut nicht.“

„Von einer Geheimnisthämerei hinter deinem Rücken kann gar keine Rede sein, Mama“, Else nahm den Hut ab und legte ihn auf einen Stuhl, dann zog sie das Jadedt aus, „auch ich erfährt erst vorhin von dieser Reise“, die Sprechende ließ sich auf einem Hocker nieder, „ja, Papa selbst hatte vor dem gestrigen Abend keine Ahnung davon, wie er versicherte, er hat da gestern abend von irgendeinem wertvollen Bild gehört, das zu verkaufen wäre, und deshalb die plötzliche Reise. Du siehst, Mama, die ganze Sache ist sehr harmlos“, schloß das junge Mädchen.

„Um was für ein Bild handelt es sich denn und wer verkauft es?“ Frau Magdas Stimme klang leicht gereizt.

„Das kann ich dir auch nicht sagen, du weißt, Papa spricht über Ankäufe, deren Endresultat noch nicht feststeht, manchmal wenig“, Else erhob sich und trat an das breite Bogenfenster, denn von unten erscholl Marschmusik. Mit klingendem Spiel zog das Dragonerregiment durch die Alleestraße. Baron Tomwiy, auf einem schlanken Fuchß, schaute zum Fenster empor und neigte grüßend im Vorüberreiten den Säbel.

Else nidte dankend und bemerkte gar nicht, daß ihre Mutter hinter ihr stand. Erst die Worte: „Das wäre so recht ein Schwiegersohn nach meinem Herzen gewesen“, schreckten sie auf.

Else lachte: „Aber Mama, das hast du mir nun schon so oft erzählt, daß ich es dir wirklich glaube. Schade nur, daß mein Beschmad ein so völlig anderer ist als der deine.“

(Gottmanns solat.)

### Das Haus im Hölldobl.

Von F. Schröghamer-Heimdal. (Nachdruck ver.)

Im Hölldobl steht ein einschichtiges Haus. Das gehört der ehrsamem Rottmeisterswittib Walburg Hölldobler, die es treu und sorglich bewirtschaftet, seit ihren Mann im Forste ein fallender Baum erschlagen. Die Rottmeisterin hat nicht viel Zeit gehabt, ihrem Eheliebsten nachzujammern. Ein paar Tage hat sie wohl vor sich hingesehen, als wäre der Himmel eingestürzt, dann aber hat sie sich in Gottes Namen drein gegeben. Denn im Stalle murrten drei Kühe, die ihr Futter haben wollten, das Korn

Hand gold und golden in der Kette und mußte geschnitten werden, wollte sie die überreifen Körner nicht die Hühner und Tauben allein ernten lassen, und in der Wiege strampelte ein unbändiges Kerlchen, der Hölldoblerhansel, ihres Eheliebsten Ebenbild, das er ihr statt einer starren Photographie hinterlassen hatte.

Da hat die Hölldoblerin die letzte Träne hinabgewürgt, hat die Ärmel zurückgestülpt und in die Hände gespuckt. Und sie hat alles geschafft, was im Haus im Hölldobl zu schaffen war: sie hat die Kühe vor den Pflug gespannt, weil ihr das Fuhrwerk vom Dorfbräu zu teuer war, sie hat gesät und geerntet; und wenn im Dorf die Drechselmaschine pfliff, dann hat gewiß im Hölldoblerhäusl ein einsamer Drechsellegel auf der hölzernen Leune geklappert. Die Hölldoblerin brauchte weder Tagelöhner noch neumodische Maschinen. Dafür hat sie alle Jahr ein paar blaue Reichsklassencheine in die Sparbank getragen, und



**Graf Leopold Berchtold**  
wurde zum Oberkammerer Kaiser Karls ernannt. (Mit Text.) Hofphot. Kofel.

der Beamte hat ihr ein aufrichtigeres Kompliment gemacht als dem Bräu oder sonst einem Proh, dem das Geld zum Fensterhineinfliegt. Es war eine stille, tapfere Zeit im Hölldoblerhäusl, und wenn die Besizerin, der die Dorfgrößen nach dem Unglück mit ihrem Manne selig das Gemeindehäusl propezeit hatten, in seltenen Feierstunden alles überdachte, und wie gut es trotz allem vorwärts ging, dann salbeten sich die arbeitsiharten Hände zu einem heißen Dank.

Dennoch ihr Bub, der Hansel, hatte eine Peinart und mußte nicht unter fremden Leuten in der weiten Welt herumkugeln. Und die Hölldoblerin hatte einen Platz im Freithof, den ihr niemand streitig machen konnte, weil sie ihn gleich selbiges Mal gekauft hatte, als man ihren Eheliebsten am gleichen Ort zur letzten Ruhe bestattet hatte. Sie hatte das verbriefte Recht, von des Lebens Mühsal an der Seite dessen auszuruhen, mit dem ihr ein Erdenglied nur wenige Jahrlein beschieden war.

Derweilen hatte sie aber noch eine warme Ofenbank, und ans Sterben dachte sie noch lange nicht.

Der Hansel ist brav und fleißig gewachsen, wie ein Waldbub soll, und wurde ein richtiger Hans. Ein Vorläufer Christi ist er aber nach dem Vorbilde seines heiligen Namenspatrones nicht geworden, sondern eher ein Nachläufer dessen, der von Anfang an der hämische Feind alles Guten ist. Man hat gar bald gemerkt, daß da ein Vater fehlte. Statt eines verwarnenden Mutterwortes, das doch nur in den Wind gesprochen war, wäre eine kräftige Vaterhand weit eher vonnöten gewesen. Denn die Eindrücke einer solchen sind in der Regel bleibender und fruchtbringender als die besten Mutterlehren.

Es ist gar bald eine Zeit gekommen, da war der Hölldobler-

hansel in aller Leute Munde. Wenn irgendwo eine Fensterscheibe eingeworfen war, wenn eine Kasse mit einem Holzwidel am Schweiße heimkam, wenn dem Bürgermeister eine lange Papierfahne am Rockschöße baumelte, ohne daß er es selbst merkte, wenn beim Hofbauer die ersten Frühbirnen über Nacht vom Spalierbäumchen verschwunden waren, dann brauchte man nicht erst nach dem Täter fragen. Die Leute wußten und kannten ihn schon auswendig: „Das ist halt der Hansel wieder gewesen.“

Und nach ein paar Jahrlein ist wieder eine andere Zeit gekommen; denn der Hansel ist ja inzwischen ein richtiger Hans geworden, und die Hölldoblerin hat statt des Kreuzleins von ehedem ein richtiges, großmächtiges Kreuz mit ihrem Einzigen bekommen.

Wenn von den jungen Holzhauern einer den lieben Werttag lang im Wirtshaus saß und den Wochenlohn verputzte, brauchte man gar nicht fragen, wer der trinkfeste Gast war. Oder aber wenn einer am Sonntag noch lange nach dem Zusammenläuten auf dem Kirchenplatze stand

und sich den Hals fast ausredte, ob nicht einer noch später käme, da wußte man auch, wer der Sämnige war. Oder wenn einer auf der Kirchweih oder bei einer Tanzmusik den Spielleuten die harten Taler in die Schalltrichter ihrer Blasinstrumente warf, daß es nur so schepperte, so merkten die Leute schon am Wurf, wer eine so geschickte, geübte Hand führte: es war halt der Hans.

Und dann ist noch einmal eine Zeit gekommen, in der die Dörfler fast irre wurden. Denn ihre früheren Erfahrungen ded-

ten sich gar nicht mehr mit den Beobachtungen, die sie jetzt am Hölldoblerischen machen konnten. — Es ist nämlich eine Zeit gekommen, da der Hans alle Wirtshäuser links liegen ließ oder auch rechts, wo sie eben lagen. Die Wirte mochten ihn noch so schön und verlockend über die Straße rufen, und die Kellnerinnen mochten ihn noch so hold anlächeln, der Hans rückte höchstens sein Hütlein, oder er spuckte auch vor sich, als würgte er eine Kröte aus dem Halse. Es ist eine Zeit gekommen, da der Hölldoblerische keinen Atem lang auf dem Kirchenplatze säumte, sondern wie ein heilsbegieriger Christenmensch schon vor dem Zusammenläuten in das Gotteshäusl eilte. Im Gotteshäusl selbst aber stand er nicht mehr wie früher hinten bei der Türe am Taufbecken, wo man die ganze Weiberseite überfah, sondern er saß, stand oder kniete, wie es die heilige Handlung eben bedingte, im Stuhl seines Vaters selig. Und seine Blicke flogen nicht mehr die Stoppfächer und die Stirnloden auf der Weiberseite entlang, sondern ruhten auf den Heiligengestalten am Hochaltar.

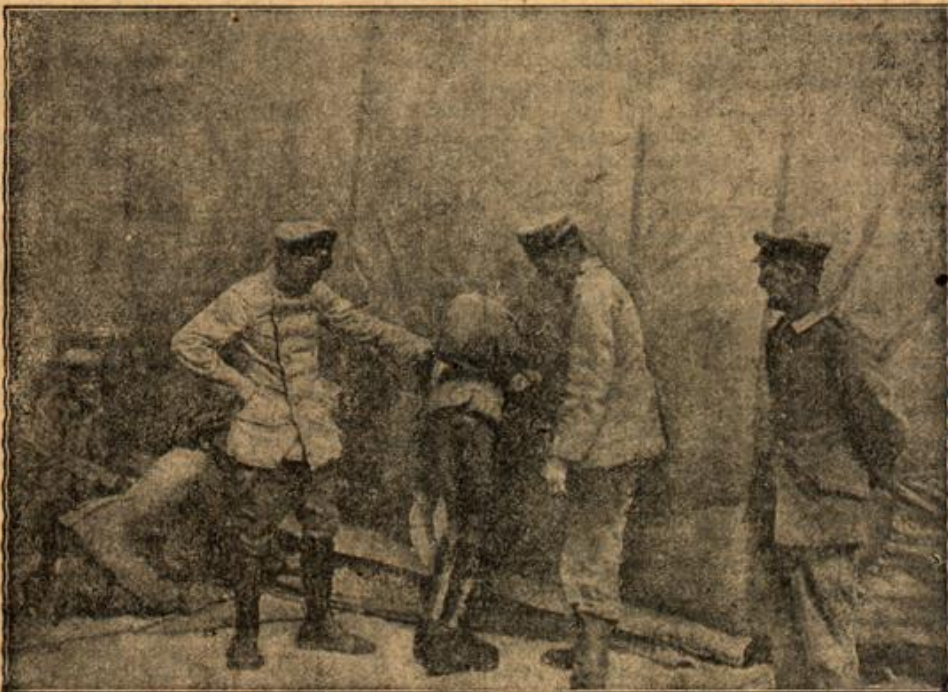
Es ist eine Zeit gekommen, da hat man beim Hölldoblerischen



**Dr. Johanna Westerdahl,**  
der erste weibliche Professor in Holland.  
(Mit Text.)



**Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingfürst.** (Mit Text.)  
Hofphot. C. Viehner.



Ein deutscher Luftschiffer-Offizier begibt sich zur Revision in das Innere eines mit Luft gefüllten Ballons.  
Die Hilschube verhindern das Hineinschleppen von Sandkörnern, durch die Reibungsetztheit erzeugt werden könnte.

Es ist eine Zeit gekommen, da hat man beim Hölldoblerischen



General der Infanterie Kisch,

der Führer der kaiserlichen deutschen Armee am Sereth und Eroberer von Bralla, auf seinem Gefechtsstand am Serethufer. Links General Hilmi Pascha, der Führer der Türken am Sereth. M. F. & F.

keine Zigarette mehr gesehen. Und er hat doch früher so nobel rauchen können wie der feinste Stadtherr. Alle Dorfburschen sind ihm damals neidig gewesen um sein schönes, vornehmes Zigarettenrauchen, das den Dorfschönen so gewaltig gefallen hat, daß sie bei der Kirchweih immer nur mit dem Hans tanzen wollten.

Es ist eine Zeit gekommen, daß alle Väter und Mütter der Gemeinde die Hölldoblerin um ihren wohlgearteten Buben neideten und ihn ihren Leibesprossen als Mutter anempfahlen. Freilich — es hatte sich in der Zwischenzeit am Hannes auch das geändert, daß er nicht mehr so flott dahertam wie früher. Aus dem geraden Hans von ehemals war ein krummer geworden, wenigstens was sein Bein betraf. Denn das rechte Bein des Hannes, mit dem er früher so schöne Walzerschleifen gezogen hatte, ist ein wenig steif und ein wenig krumm geworden.

Und dieses krumme Bein hatte er von einem Splitter, der jetzt noch drinsteckt und auch nicht leicht zu entfernen ist.

Dieser Splitter stammt von einer Granate. Diese Granate war in Amerika gedreht und in Frankreich auf den Hölldoblerhans geschossen worden, so wie er früher Steine nach Stallfenstern und Klagen geworfen hatte.

Und die Granate ist deshalb auf den Hans losgesprungen, weil es ja Krieg war, und weil es im Kriege so Brauch ist hüben und drüben; sonst wäre ja der Krieg ein Kinderspiel und könnte von den Kranzjungfrauen in einem Glashause geführt werden.

So war also der Krieg die äußere Ursache

zu der inneren Umwandlung geworden, über die jeder Mann staunte und erfreut war, am meisten seine Mutter. Zwar waren gleich wieder welche von den Dörflern mit Prophezeien bei der Hand, da solche Befehlungen in der Regel nicht lange dauern, aber der Hannes hielt sich trotz Wirteloden und Schöntun der Schenkinnen. — Die erste Zeit nach seiner Entlassung aus dem Heeresdienste umgab er sich mit einer großen Wichtig- und Geheimtueri, als hätte er weiß Gott was für eine Erscheinung gehabt oder was für eine Erfindung gemacht. Doch niemand wagte wegen seines geschredten, weltabwesenden Gesichts ihn danach zu fragen, so gern die Dörfler wieder einmal eine große, gruselige Neuigkeit erfahren hätten.

Sicher stand er mit irgendeiner geheimnisvollen, überirdischen Macht im Bunde. Unter Tagesgang er zwar seiner Arbeit nach, fleißiger als früher, obwohl er jetzt den kranken, krummen Fuß hatte, aber in den Besper- und Feiertunden führte er im Garten ein großes Löchergraben aus, das sich die Dörfler nicht deuten konnten. — Der Gemeinbediener hat sich aber doch einmal das Herz genommen und den Hölldoblerischen gefragt, ob er denn ein Schatzgräber geworden sei. Da hat der Hannes nur heftig mit dem Kopfe genickt und heimlich vor sich hingelacht,



Bulgarin in Nationaltracht.



Kartoffellegen. Von E. Henjeler.

**Dr. Johanna Westerdal**, der erste weibliche Professor in Holland. Während des Weltkriegs hat die Frauenbewegung an Bedeutung und Berechtigung im größten Teil Europas erheblich gewonnen. Sogar in einem Land wie Holland, das sich bisher zurückhaltend zeigte, wurde zum erstenmal eine Dozentin zum Professor der pathologischen Anatomie ernannt.

**Graf Leopold Berchtold** wurde zum Oberstkämmerer Kaiser Karls ernannt. Er war von 1906 bis 1911 österreichisch-ungarischer Botschafter in Petersburg und in der ersten Zeit von 1912 bis 1915, also von der Balkankrise bis zum Trennbruch Italiens, Leiter der auswärtigen Politik in Wien. Nach seinem Rücktritt trat er ins Exil ein.

**Prinz Konrad zu Hohenlohe-Zhillingen**, der neuernannte Obersthofmeister Kaiser Karls. Der Inhaber dieses einflussreichen Amtes gilt als eine der sympathischsten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens in Wien und als Anhänger des neuen Kurses in der Donaumonarchie. Er war 1906 Ministerpräsident und 1915 Minister des Innern.

Allerlei

**Schöne Aussicht.** Fräulein, zum Verehrer seiner Schwester: „Kommen Sie heut' abend wieder zu uns?“ — „Zawohl, mein Junge!“ — „Na, dann freuen Sie sich! Heute gibt's was Feines für Sie zu trinken! Mama will Ihnen heute reinen Wein einschenken!“

**Geringes Selbstvertrauen.** Wie wenig Vertrauen manchmal die Dichter zu ihren Werken haben, dafür gibt es zahlreiche Beispiele. Ferdinand Raimund, der gemütvollste Wiener Volksdichter, bat, von quälenden Zweifeln getrieben, noch am Tage vor der Aufführung eines seiner Stücke den Direktor des Josefstädter Theaters, das Stück wieder abzugeben, da es doch durchfallen müsse. Er wolle ihm alle Unkosten — und diese beliefen sich auf mehrere tausend Gulden — erlösen, nur solle er ihm erlauben, das Werk zurückzuziehen und zu vernichten. Der Direktor weigerte sich entschieden, und am Abend darauf überschütteten die begeistertsten Wiener den Dichter und Darsteller Raimund mit tosendem Beifall! Das Stück aber war „Der Verschwenker“.

**Ein Scherzwort Gneisenaus.** Ein Scherzwort Gneisenaus anlässlich der Kriegserklärung gegen Frankreich anno 13 findet sich in den Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, der, seit 1808 an der Seite Scharnhorsts stehend, einer der entschiedensten Verfechter der Heeresorganisation war. Bekanntlich herrscht in dem Rufus des Königs an sein Volk eine uns noch heute sympathisch berührende einfache und vollstämmliche Sprache vor. Schon bei Erscheinen des Aufrufes rief gerade diese von dem üblichen kauderwelschen Diplomatenstil weit abweichende Sprache bei allen Beurteilern die lebhafteste Freude und Genugtuung vor. Wurde doch in derartigen Veröffentlichungen gewöhnlich Unglaubliches geleistet. So hatten die Herren Diplomaten gegen Frankreich mehrere Entwürfe ausgearbeitet. Einer davon hatte den damaligen Geheimen Legationsrat Ancillon zum Verfasser, der ihn selbst an einem Abend in einem kleinen Kreise, zu dem Scharnhorst und Gneisenau gehörten, vorlesen sollte. Die ganze Arbeit war ungeheuer reich an Worten und in dem üblichen kauderwelsch aufgesetzt. Scharnhorst, der zu jener Zeit gerade außerordentlich überanstrengt war, war gegen Ende des Vorlesens schließlich eingeschlafen von diesem ewigen Wortgellingel. Endlich war Ancillon am Ende. Da meinte Gneisenau trocken: „Ich stimme für die Arbeit des Herrn Geheimen Legationsrates. Sie wird unsere Feinde einschläfern.“ Selbstverständlich erblühte diese Proklamation nicht das Licht des Tages, sondern blieb, wie sie es verdient hatte, Entwurf.

**Der Weg zum Herzen des Mannes.** Daß er noch heute wenigstens zuweilen „durch den Magen geht“, wie das Sprichwort behauptet, dafür hat der vor einigen Jahren verstorbene mailändische Herzog Cicino einen deutlichen Beweis geliefert. Dieser Herr war nicht mehr jung, aber noch unbewegt, als er in den italienischen Zeitungen ein Preisaus schreiben veröffentlichte, laut welchem er sich selbst als Belohnung derjenigen Schönen aussetzte, die ihm seine Lieblingsspeise, Kaffaroni, ganz nach seinem Geschmack zu bereiten verstände. Dies Inserat oder vielmehr der Herzog als Siegespreis „jog“. — 128 Damen aus den verschiedensten Ständen bewarben sich um die Ehre, dem feindsinnigen Herzog zu Diensten stehen zu dürfen. Der gerührt auch, alle 128, die sich gemeldet hatten, zum Wettbewerb zuzulassen. Nicht alle auf einmal natürlich, sondern je vier an einem Tage lohten sie ihm mit eigenen Händen die geliebte Kaffaronispeise, und der lächerliche Scherz ließ sich die Küche nicht verdrießen, sich durch alle 128 Probegerichte hindurchzusetzen. Wenigstens aber war all der Aufwand von Fleisch und Ausdauer von Erfolg gekrönt: eine der Preisdämchen hatte das Glück, seinen Gaumen zu befriedigen. Zwar war sie ihrer gesellschaft-

lichen Stellung nach nur eine arme Näherin aus Turin, aber ein hübsches, frisches Mädchen, und der dankbare Kaffaronifreund machte sein Wort wahr. Er lieferte sich ihr als Siegespreis aus und führte sie als sein legitimes Gemahl in das stolze Stammschloß der altädtigen Familie Cicino ein, worin sie jetzt als verwitwete Frau Herzogin residiert. C. D.

Gemeinnütziges

**Gewürzkräuter**, die nicht verpflanzt werden, wie z. B. Fenchel, Dill und Portulak, werden im April recht dünn auf besondere Beete ausgesät und bald ausgedünt.

Im letzten Drittel des April wird der Grund gelegt zur Erziehung recht vieler junger Bienen. Wenn da ein Volk versagt, ist es mit seiner Leistung fürs ganze Jahr vorbei. Mittel zu reichlichem Brutansatz sind: Große Stockwärme, Enge des Brutraumes, eine gute Tracht und eine erstklassige Stockmutter. Wenn diese verfaßt, muß unbedingt im Mai ungeweielt werden. Setzt die Tracht aus, so muß spekulativ gefüttert werden, aber auch nur dann. Sonst brauchen die Bienen viel Ruhe zum ungestörten Fortgange des Brutgeschäftes.

Die **sizilianische Haselnuß** ist als Veredelung für die Hochstammzucht sehr geeignet. Derartige Stöcke zeichnen sich durch bedeutende Fruchtbarkeit aus.

**Stacheln von Judasien, Hortensien usw.** sollen nicht zu lang angeschnitten werden. Sie wachsen sicherer an, wenn die Länge höchstens 10 cm beträgt. Längeres Welken verlangsamt die Wurzelbildung.

**Sehr heiße und sehr kalte Bäder** sollen, wenn der Arzt nichts anderes vorschreibt, nur einige Sekunden dauern. Als heiß bezeichnet man Bäder, die eine Temperatur von 37—40 Grad Celsius haben, warme Bäder haben 32—35 Grad, kalte Bäder 10—19 Grad.

**Näbentkraut einmachen.** Man nehme Weißkraut, Mören, Kohlrabi, Kohlräben und hoble alles auf einem Gemüsehobel. Dann kocht man alles mit Kümmel, Salz, Essig und etwas Zucker. — Während des Weichkochens schält man rohe Kartoffeln, reibt sie und gibt sie zuletzt darunter. Rohre und etwas geröstete Zwiebeln verfeinern den Geschmack. Wer Sped am Kraut liebt, nehme Sped, andernfalls Schweinefett.

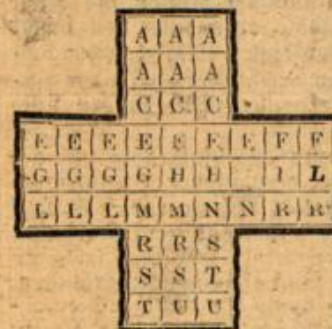
**Lose schuppige Rinde der Obstbäume** ist der beste Schlupfwinkel für allerhand Ungezieher, das von da aus im zeitigen Frühjahr seinen Raubzug auf den Baum beginnt. Nützen wir die Zeit bis dahin genügend aus und entfernen alles, was lose am Stamm und Äst hängt. Hierüber noch gar einen Kalkstrich zu streichen, ist ganz verfehlt, denn dann fühlen sich die Schädlinge nur um so sicherer. Erst die Rinde sauber und dann der Kalkstrich.



Vorteilhaftes Angebot.

„Frau Kochbar, wollen Sie nicht von der Wurst heute einige Pfund nehmen? Es lohnt sich!“  
 „Ah sie denn diesmal so gut beraten?“  
 „Sie ist wie immer, aber ich habe im Würstbrät meinen goldenen Sothembentwurf verloren, und wer mir den zurückbringt, erhält ein Duzend Ananwürde umsonst!“

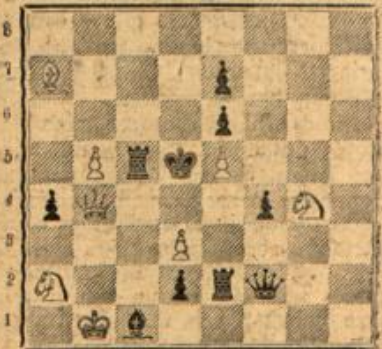
Arctuzästel.



Sind die Buchstaben richtig geordnet, so erlauben die feststehenden und waagerechten drei Mittelreihen Wörter von folgender Bedeutung: 1) Die Ständeversammlung eines Reiches. 2) Einem Fischfang. 3) Eine stiellose Bezeichnung. Julius Fald.

Problem Nr. 174.

Von R. Kubel.  
Schwarz.



Matte in 3 Zügen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Eldam, Ida. — Des Logarithms: Schaft, Schuß.  
 Des Wilderträts: Keiner der Menschen lebt so arm, als er geboren war.

Alle Rechte vorbehalten.